



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zustände des Oberharzes : die Bergleute.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zustände des Oberharzes.*)

Die Bergleute.

Wenn der Reisende auf der Eisenbahn von Wolfenbüttel aus bis Vienenburg gelangt ist und sich dort auf die Post oder in den „Harzomnibus“ setzt, so erinnert ihn ein scharfer, schwefelartiger Geruch, der in dem hannöverschen Dorfe Oker aus der dortigen Hütte hervordringt, zuerst daran, daß er im Begriff ist, in eine Gegend einzutreten, die für jede Beschäftigung, außer für Berg- und Hüttenbau, abgestorben ist. Hinter Goslar schleppen ihn diese hauffälligen Institute an wahrhaft fabelhaften Höhen hinan, und der „Höhensinn“, von welchem der Harzreisende in der Einleitung seines Reisehandbuches unmittelbar vor der Vorschrift, unterwegs nicht warm zu trinken, gelesen, daß er den Menschen vom Thiere unterscheidet, feiert seinen schönsten Triumph. Die Post und der „Harzomnibus“, der schon Hunderte armer Auswanderer vom Oberharze herunter bis an die Eisenbahn transportirt hat, führen uns, wenn sie den steilsten Weg, die sogenannte alte Chaussee von Goslar nach Zellerfeld einschlagen, zunächst an den Schiefergruben vorbei, mit ihren drei mächtigen, von schlanken Tannen bewachsenen Eingängen, durch welche der Blick sich mühsam hindurch arbeitet, um in schwindelnder Ferne an dem sauber gehauenen Gestein die Menschen wie Vögel klettern zu sehen. Der Fuhrmann vom Harzomnibus raucht seine Pfeife, peitscht auf seine Pferde, und bald sind wir oben in den ungeheueren Tannenwaldungen, in denen sich nur hin und wieder auch ein Ahorn- oder ein Vogelbeerbaum findet. Auf dem Boden steht man am Wege nur den Fingerhut blühen. Endlich ist die höchste Spitze, der Auerhahn — mitten im Hannöverschen ein braunschweigischer Punkt, was für die Steuerverhältnisse von Wichtigkeit ist — erreicht, der Wagen schießt nun eine gute Strecke weit bis Clausthal und Zellerfeld wieder an dem Gebirge herunter, und wir befinden uns unter den Bewohnern des Oberharzes. Er wird durch den Bruchberg in zwei Hälften getheilt. Südlich vom Bruchberge liegt St. Andreasberg, nördlich liegen die Bergstädte: Altenau, Zellerfeld, Clausthal, Wildemann, Lautenthal, Grund. Schon Otto I. hatte zur Ausbeutung des Rammelsberg's Franken nach Goslar gezogen. Viele derselben wandten sich von da nach dem Oberharze, gründeten Zellerfeld, sandten Colonisten ins Innerstthal, wodurch Wildemann und Lautenthal in Aufnahme kamen. Andere gingen über den Bruchberg und siedelten sich da an, wo jetzt St. Andreasberg steht.

*) Die Grenzboten brachten im vergangenen Jahre vom Verfasser, der auch eine kleine Schrift unter dem Titel: „Aus dem Harze“ (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1851) herausgab, eine Uebersicht über die Verhältnisse des gesammten Harzes und seiner Bewohner.

Unzufriedenheit mit der Verwaltung, Pest und andere Unglücksfälle vertrieben später einen großen Theil der Franken, doch kamen andere Ansiedler wieder, hauptsächlich aus Franken und Thüringen. Zwischen ihnen erhielten sich aber auch Niederdeutsche (die Ureinwohner). So kommt es, daß auf dem Oberharze Beides zu finden ist: oberdeutsches und niederdeutsches Idiom, ja in einigen Ortschaften sogar Beides zusammen. Am consequentesten durchgebildet ist das Oberdeutsche in Zellerfeld, Clausthal, Wildemann, Altenau (wo indeß gleichzeitig niederdeutsch geredet wird). In Grund, so wie in den Dörfern Lerbach, Buntbock, Ramschlaeken, Riefensbeck, auch in Braunlage, Glend, Rothhütte und Königshof wird nur niederdeutsch geredet. In St. Andreasberg, nächst Clausthal und Zellerfeld der wichtigsten Bergstadt, ist viel Thüringisches, namentlich Hohensteinsches, obgleich das Fränkische überwiegt. Herr Pastor G. Schulze in Altenau, der wackere Schüler Jacob Grimm's, hat die deutsche Sprachwissenschaft mit dem bezeichneten oberdeutschen Dialekte genau bekannt gemacht und ihn das Harzfränkisch getauft, während er von den Bewohnern des Oberharzes und selbst von den niedersächsischen Ureinwohnern schlechtthin die Harzsprache genannt wird, wie man denn den Oberharz hier schlechtweg den Harz nennt. Der hannoversche Bergmann, der Harzfranke (die Niederdeutschen sind mehr Waldarbeiter, und beim Silberbergbau wenig, mehr schon in den Eisengruben, beschäftigt) ist daher der eigentliche Patriot des Harzgebirges, und die „Harzsprache“ ist ihm ein theures Vermächtniß. Die von Schulze gesammelten Harzgedichte — gemüthliche Gedichte im Dialekt aus der neuesten Zeit, meist von gewöhnlichen Bergleuten — sind in allen Häusern; sie sind sogar componirt und werden zur Zither gesungen, obgleich es mehr idyllische Beschreibungen und Reflexionen als Lieder sind. Noch in den letzten Nummern der „öffentlichen Anzeigen für den Harz“ wird der Harzfranke aufgefordert, seine Sprache in Ehren zu halten, denn, heißt es in der Aufforderung:

Is ärscht unnre Schprosch noch wack
Denn leit gans der Harz in Drack. — — —
Die Gelehrten ah un Klubng
Schproschen: „Unnre Schprosch wär gut!“
Denn zu Alles pastse prächtig,
Sie ärscht geh dann frehling Muth.
Harzer Schprosch, un Schwarz, Grien, Gold
Schwärt drauf, bleit dann ewig hold. — — —
Kling, fulang noch Bugel kling,
In den Hols de Tann noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn,
Un ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schprosch un Harzer Gald
Bes zum Untergang der Walt!

Seit der Einwanderung der Franken hat sich die Bevölkerung des Oberharzes in völliger Reinheit und unvermischt, trennend von den Vätern ererbten Beschäftigung, erhalten. So sind diese Berge einer der hauptsächlichsten Sammelplätze für alte Ueberlieferungen, für Sagen und Märchen geworden. Bei dem Sammeln konnte ich die Erfahrung machen, daß man Anfangs im Betreff der Märchen, welche das Volk mit poetischer Freiheit genießt, mittheilsamer war, als über die Ortsagen, welche größtentheils für wahr gehalten werden und oft die zuletzt verstorbene Generation berühren, wenn sie nicht gar in die gegenwärtigen Verhältnisse hineinreichen.

Der Charakter des Harzfranken ist heiter und lebenslustig; er selbst nennt sich oft genug gemüthlich. Seine, der in seiner „Harzreise“ von Osterode über Verbach und Clausthal nach Goslar seine Trivolität völlig vergißt und ganz in fromme Wehmuth aufgelöst erscheint, schildert den Oberharzer als sehr religiös, was vielleicht nicht ohne Grund sein mag, jedenfalls aber nicht der vorherrschende Eindruck ist, den er hervorruft. — Complimente werden nicht gemacht, „guter Freund“ ist die Anrede, welche Hoch und Niedrig von dem echten Bergmann erhält, und wenn dieser Jemandes Wohlwollen genießt und im Stande ist es zu erwidern, so wird er, abgesehen von dieser gebräuchlichen Anrede, auch kein Bedenken tragen, ihn, und wenn es der Berghauptmann selber wäre, auch gegen andere im ernstern Sinne des Wortes seinen Freund zu nennen. Eine gewisse Verbtheit ist sehr beliebt und diejenigen, welche sie sich am Meisten bewahrt haben, sind bei ihrer großen Popularität eine Art von öffentlichen Charakteren. Kein größeres Lob ertheilt der Oberharzer Jemand, als wenn er von ihm sagt: „Er ist noch so ein alter Deutscher.“ Kommt man dann zu diesen „alten Deutschen“ ins Haus, so findet man Leute, welche fünf gerade sein lassen, auf ihren Vortheil möglichst bedacht sind, mit sehr bedächtiger Rede in großväterlicher Weise Schwänke erzählen, leicht grob werden, sobald das bei dem Harzer überaus rege Ehrgefühl irgendwie verletzt wird, aber sich noch schneller versöhnen.

Die Bevölkerung des Oberharzes ist eine rein protestantische. Nicht eine katholische Kirche befindet sich hier, ja man hat uns nicht einen Katholiken zu nennen gewußt, und wenn es deren giebt, so werden sie sich zum wenigsten nicht unter den Bergleuten und Waldarbeitern, sondern unter den nicht eingeborenen höheren Beamten finden. Jedenfalls wohnt kein Jude hier. Da die Behörden oft in die ökonomischen Verhältnisse der Bergleute eingreifen müssen, so haben sie es bis jetzt für gut befunden, daß die Handelsjuden (denn anderen ist es noch nicht eingefallen, sich hier nieder zu lassen) nur von Osterode und Goslar heraufkommen dürfen. Ein einziger Jude wohnte in Clausthal und erwarb dort Reichthümer. Nach seinem Tode konnten sich seine Kinder unter der dortigen Bevölkerung nicht mehr halten, und zogen mit ihrer Erbschaft davon.

Die Lage des Bergmanns ist noch immer eine günstige, allein sie war es früher weit mehr. Mit dem dreißigsten Jahre ungefähr ist der Lohn des Bergmanns jetzt so weit gestiegen, daß er sich verheirathet; früher war er mit dem zweiundzwanzigsten Jahre so weit gediehen, was indessen nicht hinderte, daß er auch damals wol schon ein paar Kinder mit in die Ehe hineinnahm. An die Bergleute wurde früher dreimal so viel Bier verkauft, als jetzt. Damals wurden von den lockeren Zeisigen unter den Bergleuten, bei einem Glase Bier, Häuser verkauft und gekauft; denn wer dreißig Thaler aufweisen konnte, dem schloß der Staat so viel vor, bis die Summe voll war für die er sich ein hölzernes Haus kaufen konnte, was wenigstens den Vortheil gehabt hat, daß eine große Anzahl von Bergmansfamilien in den Besitz von Häusern kam, die noch jetzt in ihnen forterben. So lange die Lage des gewöhnlichen Bergmanns eine so vortheilhafte war, war die der Beamten eine glänzende. Beides hing eng zusammen, denn oft konnte der Unterschleif, der stufenweise von oben herab gemacht wurde durch den Schichtmeister selbst vor dem gewöhnlichen Bergarbeiter kaum verborgen werden, was diesem Ansprüche gab, an deren Befriedigung später nicht mehr gedacht wurde. Die westphälische Regierung, unter der in schwachvollen Zeiten auch der Oberharz stand, erkannte sehr richtig, wie wichtig es sei, eine so förmlich organisirte und mit dem Staate so innig zusammenhängende Bevölkerung wie die hiesige für sich zu gewinnen. Während sie daher den Bauern im platten Lande gerade durch Reformen gewann, vermied sie dieselben hier, abgesehen davon, daß der König von Westphalen eine Reise hieher unternahm, an welche sich noch jetzt in einer Grube, in die er einfuhr und in der er tafelte, ein Stuhl auf dem er gesessen, als widerwärtiges Denkmal findet. Erst nach der westphälischen Zeit nahm die hannoversche Regierung die nöthigen Reformen vor, indem sie den Beamten den Unterschleif unmöglich machte. Seit dieser Zeit war aber leider auch der Glanz des Harzes vorüber und seine Gerechtsamen verschwanden immer mehr und mehr, wie denn auch die Gewalt des Berghauptmanns zu Clausthal (gegenwärtig Herr von Knefbeck) mehr und mehr eingeschränkt wurde. Die Münze allein konnte den alten Glanz nicht aufrecht erhalten; sie wurde indessen vor einigen Jahren auch nach Hannover verlegt, und man sorgt seitdem nur noch dafür, daß vor den Lohntagen stets neugeprägtes blankes Geld nach Clausthal kommt, weßhalb es ganz unmöglich sein würde, einem Bergmann von einem geviertheilten östreichischen Papiergulden eine Vorstellung zu geben.

Wie gesagt, die Glanzperiode des Oberharzes ist vorüber, aber die Stellung des Bergmanns wird im Volke noch immer beneidet, keineswegs wegen des Wochenlohnes von 2½ Thlr., sondern wegen der Sicherheit, welche sie bei allen Lebensschicksalen, bietet. So kommt es, daß vor dem zwanzigsten Jahre sich der Sohn des Bergmanns schon verlobt; er tritt damit ganz in die Familie seiner Schwiegeraeltern ein, was die Geselligkeit in derselben verschönt. Eine ober-

hargische Ehe verlangt nicht viel, das junge Paar zieht vielleicht nach der Hochzeit ohne weiteres wo nicht zu den Aeltern des Mannes, zu den Aeltern der Braut und führt mit ihnen eine gemeinsame Wirthschaft, was in einem Bauernhause schon ungleich mehr Schwierigkeiten machen, und nur dann ausführbar sein würde, wenn die Aeltern ihm ihre ganze Wirthschaft abträten. Eine Mitgift an Geld erwartet der Bräutigam kaum, und ihm versagt nicht leicht ein Mädchen ihre Hand, denn er ist unter allen Umständen versorgt: wird er krank, so erhält er einen Theil seines bisherigen Wochenlohns als Pension oder „Gnadengeld“. Der Gnadenlohn wird dann für die verschiedenen Ausgaben am Sonnabend in eben so viel Theile zerlegt als früher der volle Wochenlohn, die Gläubiger sind mit den verhältnißmäßig gleichen, nur viel kleineren Abschlagszahlungen zufrieden, — man richtet sich ein. Wachsen dem Bergmanne bei gesundem Körper seine Schulden zu sehr über den Hals, so macht er zuweilen förmlich banquerout, wo dann aus den verkauften Möbeln nur eine lächerlich kleine Summe gelöst wird. Alsdann befördert ihn der Staat wenn er es verlangt, um ihn nur los zu werden, noch nach Australien, wo er seine bergmännische Beschäftigung fortsetzt und Aussicht hat, beim Bergbau ein erhebliches Amt zu bekleiden. Alles läßt ihn bereitwillig ziehen, denn er muß sich vor seiner Abreise verpflichten, nicht allein dem hannoverschen Staate die Auslage für die Uebersahrt später zu erstatten, sondern auch Geld für seine Gläubiger zu schicken wenn er sich nicht vorher mit ihnen arrangirt hat und die Alimente für seine Kinder, wenn er nicht vorher zum Heirathen gelangt ist.

Während in den Walddörfern, namentlich in dem großen und merkwürdigen Orte Lerbach, welcher selbst einen Theil des Unterharzes mit Waldarbeitern und Köhlern versorgt, und dessen Bewohner zum Staate in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie die bergmännische Bevölkerung der Bergstädte, die Frauen die meisten Waldarbeiten der Männer theilen und noch dazu den Wiesenbau an den jähen Bergabhängen, zwischen denen das Dorf sich hinzieht, fast allein besorgen, sitzt die Frau des besser besoldeten Bergmanns müßig daheim, und sorgt nur, wie sie die Speisen für den Mann, der schweißtriefend heimkehrt, so lecker als bei ihrem kleinen Geldvorrathe möglich ist, bereiten kann. Am Abende des Samstags, wo der Lohn ausgezahlt wird, giebt es in jedem Bergmannshause einen festlichen Schmaus, wie er bei einer bäurischen Bevölkerung, welche stets auf den Erwerb eines Vermögens ausgeht, nicht möglich wäre und nur bei einer Bevölkerung von kleinen Beamten denkbar ist. Für diesen Schmaus wird ungefähr der sechste Theil der ganzen Wocheneinnahme ausgesetzt. Am Montag ist das ganze Geld in der Regel verausgabt, am Dienstag und Mittwoch wird sehr kümmerlich gelebt, am Donnerstag und besonders den Freitag werden bei dem Kaufmann schon wieder Schulden auf den Sonnabend gemacht. Auch an Schneider und Schuhmacher werden von jedem Wochenlohne einige

Mariengroschen abgezahlt, denn niemals bezahlt der Bergmann eine Rechnung thalerweise, sondern jeder Wochenlohn wird in unzählige kleine Theile getheilt, mit denen nicht allein die laufenden Ausgaben möglichst bestritten, sondern auch die Gläubiger bedacht werden. Nicht der kleinste Theil des Lohnes wird für den Schnaps, „Schluf“ genannt, ausgesetzt, der bei dem Sonnabendschmause eine bedeutende Rolle spielt. Vor einigen Jahren gründete man in St. Andreasberg einen Mäßigkeitsverein, und die Bergleute gelobten, keinen Schnaps mehr zu trinken. Aber es zeigte sich bald, daß sie ihn mit Löffeln aßen. Damals entstand auch ein langes, haarsträubendes Lobgedicht auf den Brantwein, wonach man glauben sollte, daß man es hier mit einer gänzlich ruinirten Bevölkerung zu thun habe, was — Dank sei es der kernigen Natur des Harzers — denn doch nicht der Fall ist. Gegen das Ende hin fordert der Dichter die Harzer auf, dem Erfinder des Brantweins ein Denkmal zu errichten und spricht:

„Nehmt eure Gläser aus der Tasche,
Gleichviel ob länglich oder kraus,
Legt sie zusammen, Flasch' an Flasche,
Und baut ein Monument daraus.
Ach kämen sie herangeflogen
Die Budel alle, groß und klein
So würde dieser Ehrenbogen
Weit höher als der Blockberg sein.“

Die größte Tugend des Bergmanns ist noch immer seine Häuslichkeit, wenngleich man leider nicht ohne Grund klagen mag, daß sie anfängt sich zu verringern. Der echte Bergmann von altem Schrot geht höchstens am Sonntag Nachmittag, wenn sein Schnaps zu früh alle wird, einmal zu seinem Kameraden um mit diesem zu trinken, wie denn auch, namentlich eben am Sonnabend Abend, sich die verwandten Familien zum Schmause vereinigen, und besonders die verheiratheten Kinder sich mit den Enkeln bei deren Großältern zu großen und lustigen Gesellschaften zusammenfinden. Die gleichen materiellen Genüsse, welche der Bergmann sich zu Hause allenfalls verschaffen kann, im Wirthshaufe zu suchen, gestattet seine Kasse nicht, und so sieht man denn freilich sein „Altes“ oft genug mit freundlichem Gesicht um die Ecke herumkommen, um für ihn „Schluf zu langen“.

Schon lange hat man daran gedacht, die Thätigkeit der Bergbewohner auf allerlei Nebenbeschäftigungen zu lenken, da er des Tages nur 8 Stunden beim Bergbau beschäftigt ist, wovon einige in die Nachtzeit fallen, und da als ältere Nebenbeschäftigungen nur das Vogelstellen („Bügelstellen“) und etwas grobe Holzschnitzerei im Gange sind. Das wichtigste ist in dieser Beziehung, daß die Arbeiter aus dem sächsischen Voigtlande verschwunden sind, welche sich hier in jedem Sommer einstellten um Feuer zu machen, und daß die jungen Bergleute von Claus-

thal und Zellerfeld jetzt diese Arbeit gelernt haben. Die Versuche mit dem Ackerbau haben keinen günstigen Erfolg gehabt, und man hat manches Stück Ackerland für den Kartoffelbau wieder als Wiese „liegen lassen“, was auch gar kein Unglück ist. Da der Ackerbau den Dünger nicht aufzehrt, so werden die Wiesen sorgfältig gedüngt. Die vollste Billigung verdienen alle Anstalten zur Hebung der Viehzucht, wozin z. B. die Thierschau zu Zellerfeld und Clausthal gehört. — Die Frauen hat man neuerdings auch mehr zur Thätigkeit zu führen gesucht, es ist aber schwierig hier viel zu erreichen, weil das Material für weibliche Arbeiten weit hergeschafft werden muß. So ist der Spinnrocken in den Bergmannshütten noch eine seltene Erscheinung. Wie die Bergmannsöhne im Wiesenmähen, so haben aufopfernde Menschenfreunde die Bergmannstöchter hierin wie im Spizenklöppeln unterrichten lassen. Zum Spizenklöppeln ist am wenigsten Material nöthig, aber es ist eine so mühsame Arbeit, daß es wahrscheinlich erst allgemeiner werden würde, wenn sich unsere Zustände einmal auf eine traurige Weise denen des sächsischen Erzgebirges noch mehr näherten.

Von Steuern war der Oberharz früher ganz frei, es gehörte dies zu seinen Privilegien, und jetzt betragen allein die indirecten Steuern schon eine sehr namhafte Summe. Diese kann sich geradezu verdoppeln, wenn nicht der gemeine Mann zu Surrogaten seine Zuflucht nimmt. Hat doch die nahe Provinz Sachsen Runkelrübenzucker und Cichorien vollauf, den sie billig anbietet. Fallen werden die Preise des Luchses, das man wol aus Braunschweig beziehen wird. Für ganz Hannover wird der Handel mit Braunschweig wieder lebhaft werden, welches sich seit seinem Anschlusse an den Zollverein in der schlimmen Lage befand, nur von Hannover kaufen zu müssen, namentlich die Stadt Braunschweig ihr Feuerungsmaterial an Torf und Holz, ohne daß sie noch an Hannover hätte verkaufen können. Leider befindet sich der Oberharz in der schlimmen Lage, daß er durchaus keine Fabriken hat, mit denen er sich seinerseits für den Anschluß schadlos halten könnte, und wenn die segensreichen Folgen desselben in politischer Hinsicht auch allen Vernünftigen einleuchten, so läßt sich doch nicht verschweigen, daß man ihm gerade hier wegen der eigenthümlichen Bevölkerung, die alles kaufen und in den kleinsten Partien vom Krämer entnehmen muß, mit großen Besorgnissen entgegensteht. Während es mit dem Silberbergbau*) so bedenklich steht, daß man daran denken soll eine Anzahl von Bergleuten aus den Silberbergwerken zu Eisenbahnarbeiten bei (hannövr.) Münden zu verwenden, werden die Preise beträchtlich steigen. Zum Glück knüpfen sich auch wieder Hoffnungen an diesen Anschluß. Die Aussichten des Harzes in Bergmännischer Hinsicht beruhen nämlich lediglich auf dem Eisenstein, an dem die Berge ungeheuer reich sind. Es fehlt aber jetzt noch an den nöthigen Abnehmern für Roheisen, und es ist Aussicht

*) Ueber das hiesige Verfahren zur Gewinnung des Silbers giebt eine so eben erschienene umfangreiche Schrift vom Hüttenmeister Kerl, „die Oberharzischen Hüttenprocesse“ Aufschluß.

vorhanden, daß diese sich nach dem Anschlusse an den Zollverein finden werden. Auch hier steigt freilich sogleich wieder das Bedenken auf, ob Hannover in Betreff des oberharzischen Eisens mit Preußen wird concurriren können, da hier die für die Eisenhütten nothwendige ungeheure Quantität von Kohlen erst durch die Köhler aus dem Holze gewonnen werden muß, Preußen aber am Rhein in der Nähe seiner Eisenhütten zugleich Kohlengruben hat. Bis jetzt liegt der Absatz des Eisens so sehr danieder, daß in diesem Augenblicke etwa dreißig Bergleute aus den ergiebigen Leirbacher Eisengruben zu den Mündenschen Eisenbahnarbeiten geschickt wurden, um dort Beschäftigung zu erhalten. Aehnlich ist der Absatz bei den übrigen Eisenhütten, überall sind große Vorräthe aufgehäuft, die Rothehütte, welche sich durch einen Separatvertrag bereits im Anschlusse an den Zollverein befindet, hat reichlichen Absatz.

Wir kehren zum Schlusse noch einmal dahin zurück, wo uns der „Harz-omnibus“ bei unsrer Ankunft auf dem Oberharze abgesetzt hat, und von wo aus wir unsre Rundschau unternommen haben: nach Zellerfeld und Clausthal. Diese beiden Hauptstädte des Oberharzes bilden im Grunde nur Eine Stadt, denn sie sind nur durch einen kleinen Bach geschieden. Eine Wanderung durch diese beiden Städte macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die Häuser sind aus Holz gebaut, nur einzelne aus einer Art von schwarzen Backsteinen, die aus Bergschlacke geformt sind, und eigenthümlich glänzen. Die Stadt, welche sich wol eine Stunde lang erst an einem Berge hinab und dann sogleich an einem andern wieder hinaufzieht, ist wie ausgestorben, man ahnt keineswegs, daß dieser Ort 3000 Einw. mehr als Göttingen zählt, denn die männliche Bevölkerung befindet sich unter der Erde. Geschäfte werden nicht getrieben und man sieht daher fast Nichts als einige Eseltreiber aus Goslar und Osterode und ganze Heerden Esel und Maulthiere, welche das Korn von jenen Städten her heraufgeführt haben. Dazwischen geht wol auch eine lange Reihe sogenannter Harzträgerinnen einher, welche den Bedarf an Früchten für ihre Familie in Osterode oder Goslar eingekauft haben und ihn auf dem Rücken heimtragen. Dieses Harztragen ist die einzige härtere Arbeit der Bergmannsfrauen.

Der rührige Buchhändler Schweiger in Clausthal und der Bergrichter Neuß zu Zellerfeld versuchten kürzlich die Verwaltung der beiden Städte zu vereinigen. Die jetzt für die hannoverschen Ortschaften bevorstehende Einführung der neuen Städteordnung, durch welche einer wahrhaft vorsündfluthlichen Abhängigkeit der Communen ein Ende gemacht werden soll, gab zu diesem Bestreben eine sehr passende Veranlassung; und nicht leicht ist ein verständigerer Entschluß gefaßt worden, als der, so lange es noch Zeit ist, dem Oberharze durch die Herstellung einer größern Stadt in sich selbst einen Hauptpunkt zu schaffen, um in einem tüchtigen gewerbfleißigen Bürgerthum nöthigenfalls einen Ersatz für das bisherige patriarchalische Verhältniß zum Staate zu finden, so weit es eben nicht auf der

bisherigen hannoverschen Städteordnung, sondern auf den eigenthümlichen Verhältnissen der Bergstädte beruht, welche bei den schlechten Aussichten des Bergbaues auch wesentliche Veränderungen erleiden werden. Schon nimmt der Staat von den Söhnen des Bergmannes nur Einen noch in den Pochwerken an, wo der Bergmann als Knabe seine Thätigkeit beginnt, und bis zum 14. Jahre seine Prügel bekommt. Die anderen Söhne müssen folglich ein Handwerk ergreifen, worauf aber die Bergstädte bis jetzt kaum hinlänglich eingerichtet sind. Im schlimmsten Falle muß die Commune für sie sorgen, die daher jetzt offenbar auf festen Füßen stehen muß: Grund genug für eine Vereinigung, für die dadurch zu erreichenden Verbesserungen und Ersparnisse. Doch ist sie vor der Hand noch an dem Widerstande von Clausthal gescheitert, welche als Sitz der Berghauptmannschaft, der Bergschule und eines Gymnasiums stolz auf die auch in pecuniärer Hinsicht ärmere Stadt Zellerfeld herabsieht, deren Blütezeit mit dem Aufblühen von Clausthal vorüber war. Wird die Vereinigung endlich auch äußerlich vollzogen, was über kurz oder lang doch geschehen wird, so ist Clausthal-Zellerfeld der Einwohnerzahl nach, die zweite Stadt im Königreich Hannover.

Nikolaj Wafilewitsch Gogol.

Die Helden der russischen Literatur verschwinden meist in der Blüthe ihres Alters und auf eine tragische Art. Rylejew, der feurige Sänger des Bojnarowski und der Malewaska, endete auf gewaltsame Weise; Bestuschew, bekannt unter dem Pseudonym Marliniski, der so lebensvolle Bilder aus dem Kaukasus zeichnete, fiel von der Kugel eines Tschetschenzen; Winiawitynow, ein Dichter von hohem Genius und tiefem Gefühl, wurde, kaum 20 Jahre alt, eine Beute des Todes; Alexander Puschkin, dessen inneren Kämpfen und Leiden wir die schönsten Schöpfungen verdanken, fiel im Zweikampf, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er die Krisis, der Exaltation glücklich überwunden hatte, und ein Trauerspiel schuf, welches zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen konnte; Gribojedow, der Verfasser der Komödie: Trauer und Verstand, dessen geistreiche Gedanken von der Newa bis zum schwarzen Meere zum Sprichwort geworden sind, unterlag in Persien, wo er mit zur russischen Gesandtschaft gehörte, einem höchst traurigen Geschick; Lermontow, der geniale Dichter, der in Bezug auf Reichthum und Färbung seiner Bilder den Sängern des Orients dreist an die Seite gestellt werden kann, denen er hinsichtlich seines Glaubens an ein Jatum ohnehin schon nahe stand, fiel, gleich Puschkin, jung im Zweikampfe; Polewoj endlich, als